



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schiele, Georg: Von unserm türkischen Freunde

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

sondern der Massen; deren Spott erst recht, wenn die Gebildeten den ihren aus Furcht vor der Sozialdemokratie ins Herzenskämmerlein verschließen, das in diesem Falle nur allzu durchsichtig ist. C. J.



## Von unserm türkischen Freunde



Als ich kurz nach Beendigung des türkisch-griechischen Krieges mit meinem alten würdigen Freunde Ahmed-Bey in Ak-Shehir zusammentraf, da erzählte er mir mit wichtiger, ernster Miene, daß jetzt 5000 deutsche Familien nach Anatolien kämen, um große Kolonien zu bilden.

„Über meinen ungläubigen Gesichtsausdruck wurde der alte Herr, der der Patriarch einer weitverzweigten Landwirtschaft treibenden Familie ist, gegen seine Gewohnheit ganz erzürnt, indem er mir erklärte, daß er es selbst in der Zeitung gelesen habe, und daß der Padischah es nicht gestatte, derartige Unwahrheiten zu drucken.

„Merkwürdigerweise wurde mir dieselbe Neuigkeit auch von verschiedenen andern Seiten mitgeteilt und überall in einer Weise der höchsten Zufriedenheit und Genugthuung, denn, setzten sie alle hinzu, »die Deutschen sind unsre wahren Freunde, und sie werden uns herzlich willkommen sein.«

„Wie gerade die Zahl von 5000 deutschen Familien entstanden war, konnte ich nicht ergründen, und wenn ich auch allen diesen Mitteilungen keinen Glauben schenkte, so konnte schon das Auftauchen solcher Gerüchte zum Nachdenken Veranlassung geben.

„Ich habe in manchem der vorhergehenden Abschnitte die Schatten- und Lichtseiten des anatolischen landwirtschaftlichen Lebens in voller Wahrheit geschildert, und es hat mich bei dem Niederschreiben meiner Erlebnisse der Gedanke nicht verlassen, einer etwaigen deutschen Kolonisierung in Anatolien einen Dienst zu leisten.

„Der Deutsche hat durch das Aufblühen vieler Kolonien in den fernsten Weltteilen den unbestreitbaren Beweis erbracht, daß, sofern die Verhältnisse die Kolonisierung nur einigermaßen begünstigen, er auch vorwärts kommt und sich den fremden Verhältnissen vortrefflich anzupassen versteht.

„Anatolien nun mit seiner spärlichen Bevölkerung, mit seinen umfangreichen kultivierbaren Gebieten muß als ein Kolonisationsgebiet erster Ordnung bezeichnet werden; würde ich aber um meine Meinung befragt, ob es dem deutschen Auswanderer anzuraten sei, sich in Anatolien niederzulassen, so könnte ich diese Frage nur ganz bedingungsweise bejahen.

„Nur in solchen Teilen des Landes wird der deutsche Auswanderer Aussicht auf Erfolg haben, wo es Wald und Wasser giebt, wo das Fieber seltner auftritt, und wo endlich durch Eisenbahnen, Meer oder schiffbare Flüsse ein Verkauf der Produkte begünstigt wird.

„Die deutsche Einwandring in das trockne und zum Teil sehr vom Fieber heimgesuchte Hochland zu leiten, halte ich für unverantwortlich, denn der Leser weiß selbst aus dem Vorhergegangnen, mit welcher endlosen Schwierigkeiten selbst der muselmanische Kolonist dort zu kämpfen hat, der doch der Landessprache mächtig ist und mit beispielloser Enthaltksamkeit einen beharrlichen Fleiß verbindet.

„Aber giebt es in Anatolien noch Gebiete, die jene Bedingungen erfüllen, und die einer größern Zahl von Einwandern ausreichend Platz bieten? Ja, allein es wird ihr Ankauf nicht unerhebliche Geldopfer fordern. In dem Bosphorusgebiete z. B. finden sich noch große unbebaute Flächen, die zum größten Teil der Zivilliste des Sultans gehören. Bei der Sympathie, die dieser Monarch den Deutschen entgegenbringt, würde er bei dem Landankauf wohl zweifellos manche Erleichterung gewähren. Ferner bieten die Gegenden von Ismid, Brussa, Smyrna usw. Gelegenheit zum Ansiedeln. Die zwei in Asien bestehenden Kolonien, die der Württemberger in Syrien und die der Polen am Bosphorus, liefern den Beweis, daß, wenn die Ansiedlungsbedingungen günstig sind, die Kolonisten auch gute Erfolge haben.

„Es ist wohl zu beachten, daß diese Erfolge nur durch eine größere Zahl von Ansiedlern, die sich gegenseitig schützen konnten, erreicht wurden. Dem Einzelnen ist unter allen Umständen abzuraten, hier sein Glück mit der Kolonisation zu versuchen.

„Aber noch in einer andern Weise könnte deutsches Kapital und deutsche Intelligenz gerade in dem anatolischen Hochlande, wo das Land sehr billig ist, reiche Zinsen tragen, und zwar in folgender Weise. Eine sich bildende Finanzgruppe müßte, je nach der Größe des Kapitals, Ländereien in dem anatolischen Hochlande kaufen oder für einen längern Zeitraum pachten. Solches Land ist dabei zu bevorzugen, das bewässert werden kann. Wenn auch Bewässerungen, in großem Stil ausgeführt, Geld kosten, so wird dadurch der Gewinn nicht allein mindestens verdoppelt, sondern auch, was das Wichtigste ist, die Ernten werden gesichert. Der Leser weiß aus dem Vorhergehenden, daß es in dem Hochlande derartige Verhältnisse genug giebt, die zum Teil selbst von den unbemitteltesten anatolischen Bauern ausgenutzt sind.

„Um nun den höchstmöglichen Gewinn zu erzielen, sollten die Ländereien in der extensivsten Weise bewirtschaftet werden. Entweder man sucht sich durch Verwendung der modernsten Maschinen von der Arbeit durch Menschenhand und Zugvieh nach Möglichkeit frei zu machen, oder, wenn man größere Kapitalien in die Anschaffung von Maschinen nicht stecken will, man giebt den vielen einwandernden Mouhadjirs das Land in Halbpacht, d. h. sie erhalten das Saatgut, sie bebauen das Feld nach ihrer Weise und geben die Hälfte

der Ernte an die Gesellschaft. Natürlich müßte diese den Einwandern Häuser, wenn auch nur in primitivster Form, bauen. Ob das eine oder das andre einen höhern Gewinn verspricht, ist eine Sache der Kalkulation; jedenfalls aber sollte man zu der unentbehrlichen Handarbeit die Bewohner des Landes oder türkische Einwanderer nehmen, aus Gründen, die uns aus dem Vorausgegangnen nicht fremd sind.

„Ich bin überzeugt, daß die türkische Regierung einer solchen Gesellschaft alle nur möglichen Erleichterungen gewähren würde, da es ja in dem größten Interesse des Landes liegt, wenn die Landeskultur durch gute Beispiele gefördert wird.“ —

Dies ist der Schluß eines Buches über Anatolische Landwirtschaft, dessen Verfasser sechs Jahre lang im Auftrage der Anatolischen Eisenbahngesellschaft Kleinasien bereist und dort Kulturen angelegt hat. \*) Jetzt ist er Generalinspektor im türkischen Ministerium für Landwirtschaft. Ich selbst habe das Glück und die Ehre gehabt, mehrere Wochen mit ihm in Anatolien reisen zu können. Er hat mich zu seinen türkischen Freunden geführt, auch zu dem ehrwürdigen Ahmed-Bey, ich habe seine Kenntnis der türkischen Sprache bewundert und mehr noch sein Verständnis der orientalischen Verkehrsweise. Er hat verstanden, die deutsche Schneidigkeit zu verbergen, und hat den langsamen, vorsichtigen Weg der Höflichkeit gelernt, der zu der Freundschaft und zu dem Vertrauen des Orientalen führt. In diesem Buche hat er kurz die Ergebnisse seiner anatolischen Erfahrungen niedergelegt, und es giebt bisher wohl niemand, der eine ähnliche, in sechs Jahre langer, unmittelbarer Beobachtung erworbene Sprachkenntnis, Landes- und Sachkenntnis nachweisen könnte wie er.

Die fünftausend deutschen Familien, von denen er spricht, sind nun freilich ausgeblieben, und die ackerbauende deutsche Gesellschaft auch. Dafür hat das Eisenbahnunternehmen selbst einen großen Schritt vorwärts gethan. Die Deutsche Bank hat die Konzession zur Bahn nach Bagdad erhalten und hat damit eine Aufgabe übernommen, auf deren Lösung im nächsten Jahrzehnt man gespannt sein darf. Es handelt sich da zunächst um eine höchst interessante technische Aufgabe. Schon der Aufstieg vom Meere nach dem 800 Meter hohen Hochland hat hervorragende Bauten nötig gemacht. Der Abstieg in das Tigrisland wird die Bahn zu einer Gebirgsbahn machen, deren Schwierigkeiten nicht gering sein werden in einem Lande, wo am Orte alle Hilfsmittel fehlen, und wo die Bergabhänge, denen der Wald fehlt, viel weniger zuverlässig sind als bei uns.

Ist die Bahn gebaut, so soll sie sich rentieren — eine Aufgabe wirtschaftlicher Art. Die englisch-indische Post wird der Bagdadbahn sicher zufallen. Dagegen wird der indische Frachtverkehr wohl weiterhin den billigen Seeweg durch

\*) Anatolische Landwirtschaft. Auf Grund sechsjähriger Erfahrung dargestellt von Richard Herrmann, Generalinspektor der Landwirtschaft im Ministerium für Landwirtschaft, Minen und Forsten und im Ministerium der kaiserlichen Civilliste in Konstantinopel. Leipzig, Fr. Wihl. Grunow, 1900.

den Suezkanal gehn. Ich habe kein Urteil darüber, wieviel die Post der Bahn bringen kann. Wahrscheinlich wird der Hauptgewinn nicht hiervon, sondern von dem Binnenverkehr Kleinasiens erwartet werden. In allen jungen oder „ärmern“ Ländern, wie Ungarn, Rumänien, Rußland, Italien, steht die Blüte von Handel und Verkehr in unmittelbarer Abhängigkeit von der Blüte des Landbaus, ja von jeder einzelnen Ernte. Ist die Ernte schlecht, so stocken alle Geschäfte; nimmt die Landwirtschaft des Landes an Ergiebigkeit zu, so haben alle Handelsgeschäfte und Verkehrsunternehmen gute Zeit. Jeder deutsche Exportkaufmann macht diese Erfahrung an fremden Ländern. Bei uns ist dieser Zusammenhang durch das Wachstum der Exportindustrie, die von fremden Ernten abhängt, schon unsichtbar geworden. In Anatolien gilt er noch. Die Eisenbahn bringt die Ergiebigkeit des Landbaus mit; aber erst der ergiebige Landbau oder Bergbau wird die volle Rentabilität der Eisenbahn bringen. Darum ist ein Buch über das, was der anatolische Landbau schon leistet, und was er in Zukunft leisten kann, von hohem Interesse.

Solange sich die Bahn nicht aus sich selbst heraus rentiert, zahlt der Sultan laut Vertrag soviel Zuschuß zu den Kilometereinnahmen, daß für das Unternehmen eine angemessene Verzinsung gesichert ist, wie er denn auch für den gebauten Teil der anatolischen Bahnen Zuschüsse zahlen muß. Er thut das, weil ihm der Bahnbau aus strategischen und politischen Gründen nützlich erscheint. Die Kräfte des gesamten Reichs können schneller zusammengefaßt werden, sowohl zur Verwendung an den europäischen Grenzen, als auch im fernen Osten, wo bisher die türkische Zentralmacht recht ohnmächtig war. Durch diese Staatsgarantie gewinnt das Unternehmen Ähnlichkeit mit einer türkischen Staatsanleihe. Es bekommt dadurch eine politische Seite. Aber auch ohnedem bedeutet es immer ein großes Vertrauen in die politische Zukunft dieses Landes, wenn man 300 Millionen für Verkehrszwecke hineinhaut, während die gesamten dort marktgängigen Immobilienwerte des innern Landes zur Zeit vermutlich nicht viel höher gelten.

Ich will hier nicht alle politischen Möglichkeiten erörtern, zumal nicht die einer Aufteilung der Türkei in naher Zukunft. Gewiß ist die nicht ausgeschlossen. Aber was dann nötig wird, ist schnelles Handeln. Das Handeln ist die Sache anderer Leute, die schon bewiesen haben, daß sie sich darauf verstehen. Dergleichen läßt sich durch öffentliche Reden nicht vorbereiten, nur stören. Wenn man Politik schreiben will, so soll man auch politisch schreiben. Einem alten Dufel, der sich ans Sterben macht, dem sagt man doch auch nicht alle Tage, daß man nichts sehnlicher wünsche, als ihn zu beerben. Er könnte sonst, uns zu ärgern, seine Habe einem andern verschreiben. Außerdem ist es zur Zeit wahrscheinlicher, daß die Türkei leben bleibt und an Widerstandskraft zunimmt, als das Gegenteil. Unter dieser Voraussetzung muß man das Unternehmen ansehen.

Das türkische Reich hat eine gewisse Ähnlichkeit mit Frankreich, wie es zu der Zeit seiner letzten Könige war. Die Hauptsteuer waren damals die

Taille und ihre Zuschläge. Sie wurden von jedem Roheinkommen genommen und wurden verpachtet, so wie jetzt der Zehnte in der Türkei, und sie hatten damals eine erdrückende Höhe erreicht. Der König erhielt von mittlern und kleinern Gütern fast die Hälfte der Ernte. Da man annehmen kann, daß die andre Hälfte nur eben den notwendigsten Unterhalt des Bauern und der Arbeit deckte, so war für hypothekarische Belastung kein Platz mehr. Das bedeutet, daß ein ansehnliches Privateigentum am Boden nicht bestanden haben kann. Heute ist bei uns das Mehrprodukt des Landes der geordneten, aber freien Konkurrenz aller ausgesetzt. Jeder kann sich nach Kräften ein Stück davon erobern. Überall, wo es entsteht, kann es erobert werden. Man kann in Essen so gut ein reicher Mann werden wie in Berlin. Damals sammelte sich der Mehrwert in der Hand des Königs und wurde von ihm verteilt, aber nicht wie bei uns die Gelder des Stats verteilt werden, für öffentliche Zwecke, sodaß die Werte wieder in die Gegend zurückfließen, woher sie stammen, um dort für Gehälter, Garnisonen, Schulen und Straßen verwandt zu werden, sondern der großen Masse nach wurden diese Reichtümer an die königlichen Prinzen, den Hof, die hohen Beamten, die Günstlinge als Benefizien in Gestalt von Pfründen und pflichtlosen Ämtern verteilt. Hohe Ämter machten damals nicht arm, sondern reich. Das vom König geschenkte Einkommen mußte auch unter seinen Augen verzehrt werden. Sich fernhalten vom Hofe machte verdächtig; verbannt werden in die Provinz war eine Strafe, das hieß von der Quelle des Reichtums und der Macht verbannt sein. Nur am Hofe konnte man etwas werden; in der Provinz gab es kein Emporkommen, nicht einmal Platz, ein großes Vermögen anzulegen. In absoluten Staaten dieser Art giebt es an Stelle des allgemeinen Wettseifers in bürgerlicher Arbeit und an Stelle der öffentlichen Politik in Staat und Gemeinde in der Hauptsache nur immer einen Weg zu Reichtum und Macht: die Hofintrigue.

Die Folge ist die Verödung der Provinz. „Wenn man die Provinzen durchreist, Anjou, Maine, Bretagne, Poitou, Limousin, Marche, Berry, Nivernais, Bourbonnais, Auvergne, so wird man sehen, daß die Hälfte aus Heidefeld besteht, das ungeheure Flächen bedeckt, die alle angebaut werden könnten.“ „Zwei Drittel der Bretagne liegen brach, das bedeutet nicht Unfruchtbarkeit, sondern Verfall.“ (Hippolyte Taine, *L'ancien régime*.) Manche Landgüter bringen zwei Drittel weniger als früher. Der französische Landbau ist hinter dem englischen um ein Jahrhundert zurück, die Wege sind miserabel; die kleinen Landbesitzer sind verarmt und ohne Einfluß, die großen Landeigentümer haben ihre Schlösser verlassen. Einen wohlhabenden Pächterstand giebt es nicht. Das Land wird dem Landvolk in Halbpacht gegeben, wobei ihm noch Saatforn und Vieh und sogar der Unterhalt bis zur nächsten Ernte vorgeschossen werden muß: Zustände, wie sie auch von Irland noch aus diesem Jahrhundert bekannt sind.

Die Türkei zeigt viel ähnliche Züge. Konstantinopel ist eine glänzende Residenz, wo nicht nur der Paschah, sondern auch die Machthaber des Hofes wundervolle Schlösser haben. Ich glaube, wenn man ganz Kleinasien durch-

siehte, so blieben nicht mehr Schläffer im Siebe, als in der Nähe von Konstantinopel an den Küsten des Bosphorus und am Marmarameer liegen. Dort giebt es allerdings welche von fürstlicher Pracht. Aber im Innern giebt es nur Ruinen und im Bau stecken gebliebne, dürftige Gouverneurshäuser. Je weiter ein Gouverneur ins Innere geschickt wird, um so sicherer ist, daß seine Feinde daran schuld sind. Sicherheit giebt es für die Großen nur mitten im Intriguenspiel am Hofe. In der Provinz giebt es keine großen Vermögen. Sie würden ihre Besitzer verdächtig machen, und wenn es welche giebt, so sind es Geldvermögen, die sich verheimlichen lassen. Handelsleute und Steuerpächter sind die reichen Leute des Landes. Landbesitz ist kein großes Vermögen, weil es zumeist keine Rente giebt. Enorme Landstrecken, zum großen Teil Kronländereien liegen brach; je größer privater Landbesitz ist, umso weniger ist davon angebaut. Großbetrieb der Landwirtschaft giebt es nicht, sondern meist Halbpacht. Eine Steuer, die den achten Teil der Ernte nimmt, verhindert jeden intensiven, mit Aufwand von Kapital und Arbeit geleiteten Betrieb. Europäischer Betrieb würde vielleicht das Doppelte der jetzigen Ernte liefern, aber es ist eine Thatsache, die sich überall, wo es Ackerbau giebt, wiederholen muß, daß mit dem Aufwand von Kapital und Arbeit der Ertrag nicht proportional steigt. Wenn von der jetzigen anatolischen Ernte (= 100) die Hälfte (= 50) den Unterhalt der Arbeit ersetzt, so kann von dem Rest (= 50) sehr wohl die Steuer (=  $100/8 = 12$ ) gezahlt werden. Es bleibt dann noch Rente (= 38) für den Eigentümer übrig. Wenn aber von Europäern auf demselben Gute die doppelte Ernte erreicht wird (= 200), so betragen die Unkosten nicht das Doppelte, sondern vielleicht das Dreifache (= 150); soll dann noch die Steuer (= 24) gezahlt werden, so trägt das Gut weniger Rente als vorher (= 26). Alle großen landwirtschaftlichen Unternehmungen werden in der Steuer auf den Rohertrag ein Hindernis ihrer Entwicklung sehen.

Man könnte noch viele Parallelen zwischen dem alten Frankreich und der Türkei ziehen, z. B. erinnern an das Salzmonopol dort und das Tabakmonopol hier, an dessen Folge: die berufsmäßige, bewaffnete und vom Volk begünstigte Schmuggerei und Räuberei, ferner an die unklaren aus der Feudalzeit herübergekommenen Besitzverhältnisse, die schlechten Wege und den allgemeinen Rückschritt gegen frühere Zeiten, das Fehlen jeder politischen Selbständigkeit in der Provinz, die Zerrissenheit des Volkes, dort durch Standesunterschiede, hier durch Rassen- und Glaubensunterschiede.

Allerdings hinkt der Vergleich mit Frankreich. Die Steuer scheint in der Türkei lange nicht so schwer zu sein. War dort die Revolution das Ende vom Liede, so braucht das hier nicht ebenso auszuklingen. Europäisches und orientalisches Temperament sind voneinander verschieden, wie der Alkoholausch vom Opiumrausch. Hier alles Leidenschaft, Übertreibung, Katastrophe, dort alles Beruhigung, Nachgeben und Einschlafen. Dasselbe Regime wird im Orient vermutlich von unten her mit viel mehr Langmut getragen und von oben her mit viel weniger Prinzipienhärte und Folgerichtigkeit ausgeübt. Wir

können nicht wissen, wie lange beides vorhält, und wieviel Anpassungsfähigkeit die Türkei in der Verührung mit der modernen, europäischen Welt noch entwickeln wird. Jedenfalls braucht ihr nicht gefährlich zu werden, was dem alten Frankreich gefährlich geworden ist: die chronische Hungersnot, nämlich wenn sie deutscher Arbeit die wirtschaftliche Erziehung des Landes überträgt. Das Herrmannsche Buch ist hierzu eine interessante Vorarbeit.

Georg Schiele



## Litteratur

Glück. Ein vieldeutiges Wort! Die oberflächlichste Anwendung wünscht es uns zu jedem Neujahr, die tiefste Auffassung z. B. bei Gilty, dem schweizerischen Carlyle, findet es eigentlich nirgends und hört doch nicht auf es zu suchen. Adolf Matthias, der Verfasser des schon in zweiter Auflage erschienenen Buchs über die Erziehung seines Sohnes Benjamin, hält sich mit einem neuen Buche („Wie werden wir Kinder des Glücks?“ München, Beck) auf einer mittlern Linie. Er hat es aus eignen Erfahrungen und auch für die eignen Bedürfnisse geschrieben, wie er in der Einleitung sagt, und er möchte von den eignen Glücksempfindungen nach Möglichkeit andern mitteilen. Allerdings nur nach Möglichkeit! Denn wie der Leser eines berühmten Buchs von John Lubbock über die Freuden des Lebens, noch ehe er es zu Ende gelesen hat, sich sagen wird, ja, wenn ich nur einen kleinen Teil von diesen Freuden Sir Johns hätte, dann brauchte ich überhaupt keinen mehr, der mich noch zur Freude ermahnte, so wird auch unserm Verfasser gegenüber mancher denken, mit einem erfolgreichen Lebensweg und einem wohlgerathnen Benjamin dazu sei es keine große Kunst mehr, ein Optimist zu werden. Wenn Hiob bei allem Ungemach nicht aufhört, Gott für einen gütigen Vater zu erklären, so macht das ja allerdings mehr Eindruck auf uns, als wenn der Reiche im Gleichnis das Leben für schön hält und meint, wir müßten es ebenso finden. Vielleicht ist also der Titel unsers kleinen Buches ein wenig zu feierlich. Aber der Verfasser überschätzt seine Gaben nicht, und die Art seiner Mitteilung ist immer angenehm. Er spricht sozusagen von Surrogaten des Glücks, von Auffassungen und Handlungsweisen, Dingen, die die Menschen gemeiniglich in der Hand haben, und die sich auch wohlgemeinten Ratschlägen werden anpassen lassen, so lange nicht das Schicksal gar zu bitter dreinschlägt. So von der Freude am Guten, wie sie Goethe hatte und namentlich auch in seiner Menschenkritik bethätigte, von dem Werte der Höflichkeitsformen für den Sachgehalt unsers Lebens, von den Glücksquellen, die im Familienleben liegen („Können,“ wird man um der Allgemeinheit willen hinzufügen). Nicht jedes Gebiet unsers Lebens eignet sich gleich gut zu solcher Betrachtung: die Sätze des vierzehnten Kapitels — Glück und Besitz — umschmeicheln uns mit ihrem Wohllaute, aber die feindlichen Brüder Genießen und Entbehren weichen darum keinen Finger breit von ihrer Stelle. Eine sehr viel günstigere Position hat der Optimismus in dem vorhergehenden Kapitel: Glück und Arbeit. Denn daß alle ehrliebe Arbeit in unsrer Zeit in hohen Ehren steht, während sich der Müßiggang auch bei Reichtum und Vornehmheit jetzt nicht mehr recht schiden will, das hat ohne Frage das Glücksgefühl über einen größeren Kreis von Menschen verbreitet, als ihn